

Jeder weiß, wer der Mann ist, der die Fähre verlässt, und was er auf der Insel will. Ein Mann im Anzug, ein Mann allein – das sieht man hier nicht alle Tage und vor allem nicht in dieser Jahreszeit, wenn die Badegäste abgereist sind und die Fähre nur noch Insulaner und Rentner befördert, manchmal Bauarbeiter, einen Trupp zerknautschte Vogelkundler. Einzelgänger sind sie zwar gewöhnt, und mit denen können sie auch umgehen. Die Leute, die auf der Insel wohnen, sind selbst Einzelgänger: Strandräuber, Händler, Piraten. Reeder, Fischersvolk. Wurm-sammler. Überbleiber. Tüftler. Geschöpfe, die sich gesucht und gefunden haben wie Strandvögel bei Ebbe.

Aber neue Einzelgänger, das ist was anderes. Die fallen auf.

Es ist November, der leere Monat, die Insel besteht nur noch aus Umrissen in einem Nebelring. Sie ist zur Bleistiftskizze mutiert, eilig hingeschmiert und wieder ausradiert. So liegt sie im sich kräuselnden Meer – erst, wenn man näherkommt, erkennt man, dass es wirklich eine Insel ist.

Der Mann verlässt die Fähre über die Gangway. Er zieht einen kupferfarbenen Trolley hinter sich her, rattert damit über die Pflastersteine. Das Geräusch der Rollen auf dem Straßenbelag prallt gegen die Kaimauer, wird zurückgeworfen, biegt links ab in die Dorpsstraat wie ein Panzerwagen – der Mann macht wirklich Radau mit seinem Koffer, hört das aber selbst nicht. Er ist der Einzige, der nichts hört, außer seinen eigenen Gedanken.

Im Koffer ist alles, was er braucht: Die Akte, drei Hemden, zwei Hosen, der Laptop und der Universal-Reiseadapter.

Während der Überfahrt ist er nicht an Deck gegangen. Er hat sich einen Kaffee im Pappbecher geholt, sich in den

Speisesaal gesetzt und die Anordnungen gelesen, die seine Abteilung der Akte hinzugefügt hat. Nicht zum ersten Mal sind die Dokumente nicht in Ordnung, und das ärgert ihn. Die Timeline fehlt, manche Briefe sind falsch adressiert und die Paraphierung ist ein Witz. Die ganze Akte besteht aus einem Wust loser Blätter, Mappe drum, fertig. Damit muss er sich begnügen. Zum Glück fehlen keine Stempel, und die Generaldirektorin, der Generalsekretär und der Minister höchst persönlich haben alles abgezeichnet.

Auf dem obersten Papierstapel klebte ein rosa Post-it: *»Anton, das spricht für sich. Kann ich mich auf Sie verlassen? G.«* Natürlich kann er sich auf ihn verlassen.

Der Mann hat das Post-it abgezogen und eingesteckt.

Was völlig fehlt, ist ein Foto. Da wird er noch mal nachhaken müssen, in jede Akte gehört ein Foto, das vereinfacht die Arbeit, selbst bei den vielen Fälschungen, die in Umlauf sind: alte, retuschierte Schwarz-Weiß-Abzüge, die angeblich neu sind, Passfotos von Söhnen, die ihre Väter darstellen, Cousins, die zu anderen Cousins werden – das erschwert die Arbeit nun wieder, aber im Laufe der Jahre ist er ein Experte im Lesen von Gesichtern und im Erkennen von Täuschungsversuchen geworden. Er braucht nicht mal mehr eine Lupe, um betrügerische Fotos zu erkennen. Eine hochgezogene Augenbraue, ein Silberblick, sogar Zwillinge kann der Mann auf Anhieb auseinanderhalten.

In seiner letzten Mitarbeiterbeurteilung, erstellt auf Grundlage eines ausführlichen Evaluierungsgesprächs mit einem vom Ministerium beauftragten externen Berater, einem erfahrenen Arbeitspsychologen, stand etwas, worauf er stolz ist. Ein paar Sätze bloß, die aber für ein leichtes Ganzkörperkribbeln gereicht haben. *»Bei den Werten, die das Ministerium in der Matrix ›Kernkompetenzen‹ als besonders wichtig erachtet, schneidet Herr A.D. überdurchschnittlich gut ab: Loyalität,*

Engagement, Kompromisslosigkeit, Menschenkenntnis und Gelassenheit. Des Weiteren muss der hohe Grad an Wissensaneignung hervorgehoben werden, der deutlich über das zu Erwartende hinausgeht. Die Tatsache, dass Herr A.D. die ihm gesetzten Ziele erreicht und sogar übertrifft, ist größtenteils diesen Persönlichkeitsmerkmalen zuzuschreiben.«

Er bekam daraufhin einen kleinen Leistungsbonus. Ein halbes Monatsgehalt, lächerlich eigentlich, aber um den Betrag, der anonym auf eines seiner Konten überwiesen wurde und den er nicht ausgab, ging es ihm nicht, es ging ihm um die Anerkennung. Jeder Mensch, auch er, sehnt sich nach der Bestätigung, dass sein Leben sinnvoll ist. Und in den kommenden Tagen wird er genau das einmal mehr unter Beweis stellen.

Als das Nebelhorn der Fähre einen langen Signalton ausstößt, steht er auf, legt die Akte in den Koffer und verschließt ihn mit dem Zahlenschloss, dessen Kombination er jede Woche ändert. Er wirft den Kaffeebecher in den Müll und zieht sich die Jacke an, eine marineblaue Deckjacke aus Wolle, die er offenlässt. Es ist noch warm genug. Er stellt sich zwischen die anderen Passagiere in den Wartebereich. Er fällt auf, einerseits, weil er alle überragt, und andererseits wegen der adretten Jacke und der adretten gebügelten Hose, aber niemand sieht ihm ins Gesicht und niemand spricht ihn an. Sie beobachten ihn bloß, scheinbar beiläufig, wie Polizisten einen Verdächtigen beobachten, und wissen Bescheid.

Die Fähre prallt gegen die Duckdalben und schüttelt sich wie ein Tier nach dem Schwimmen, die Bewegung überträgt sich mit leichter Verzögerung auf ihn und seine Mitreisenden. Die Frau neben ihm berührt kurz seine Hand. Sie alle sind Passagiere, und das Warten vor der Stahltür, die sich jeden Moment öffnen wird, verbindet sie. Danach sind sie wieder auf sich allein gestellt.

Der Mann stützt sich gelassen auf den Teleskopauszug seines Trolleys, ein Rimowa, aus flexiblem gewelltem Kunststoff in Deutschland hergestellt. Fünf Jahre Garantie, das hat den Ausschlag für den Kauf gegeben. In den letzten fünf Jahren hat er mit seinem Koffer so einiges erlebt, aber der Rimowa hat, genau wie er selbst, alles tadellos überstanden. Die Aufkleber zieht er nach jeder Reise vorsichtig ab; nur Touristen lassen die Aufkleber drauf. Billiger Nagellackentferner, das funktioniert immer noch am besten, anschließend mit etwas Spülmittel und einem weichen Tuch nachwischen.

Man kann gegen den Koffer treten, so viel man will, ihn von einem Gepäckband in Paramaribo fallen lassen, ihn der sengenden syrischen Wüstensonne aussetzen, ihn in Weißrussland tiefkühlen – der Kunststoff wird nicht spröde. Patentiertes Schloss. Keine Beulen, keine Kratzer: Sein Koffer hat sich als zuverlässiger Reisegefährte erwiesen.

Die Farbe hat ihm Kopfzerbrechen bereitet; er hätte lieber einen schwarzen oder einen dunkelblauen genommen, Dienstfarben, aber der hier fällt auf und wird darum nicht so schnell vom Gepäckband gestohlen. Die Entscheidung war alternativlos.

Die Stahltür der Fähre schiebt sich auf, und das Erste, was der Mann von der Insel sieht, sind kreischende Möwen im Nebel. Die Passagiere, die noch für einen letzten Moment zusammengehören, setzen sich in Bewegung. Zeitgleich mit der auseinanderfallenden Kolonne läuft er die Gangway hinunter, die Rollen seines Koffers verkanten sich in den Aluminiumstufen. Manche der Wartenden sehen, dass er unter der Jacke einen Anzug trägt, blau und knitterfrei. Bis auf den untersten sind die Knöpfe seines Jacketts geschlossen.

Wenige Männer auf der Insel tragen Anzug und heute wahrscheinlich kein einziger; der Bürgermeister nur im Notfall, bei Begräbnissen, Geburten und vor allem bei Hoch-

zeiten, Hochzeiten kann er gut, aber wenn er einfach so im Anzug die Dorpsstraat entlangmarschieren würde, bekämen alle einen Riesenschreck und hätten neuen Gesprächsstoff für den nächsten Stammtisch. »Hey, Bürgermeister«, würden sie rufen. »Wird irgendwo gefeiert? Ist jemand gestorben? Musst du wieder mit den hohen Herren vom Festland verhandeln? Pass bloß auf, dass du nicht selbst so ein hoher Herr wirst, Bürgermeister!«

Er könnte ein Makler sein, der Mann mit dem Koffer, aber dafür ist sein Anzug zu durchschnittlich, sein Blick zu starr.

Er könnte ein Würdenträger sein, ein Deichgraf, ein Abgeordneter, ein Generalstaatsanwalt am Gerichtshof, aber dafür ist sein Gang zu schnell, sein Gesicht zu jung.

Er könnte ein niederländischer Promi sein, der eine Woche vor dem Ruhm flüchten will, aber dann hätten sie ihn aus dem Fernsehen oder aus den Zeitschriften, die im Speisesaal der Fähre herumliegen, erkannt. Sein Gesicht ist dafür auch zu flach, zu blass.

Ein Bänker auf dem Weg zu seiner Geliebten in einem abgelegenen Holzbungalow.

Nein, sie wissen, wer er ist und was er vorhat, irgendwann musste es mal soweit kommen. Die Insel bewahrt eine Menge Geheimnisse, aber nicht vor ihren Einwohnern. Man kann nicht auf solch einer Insel leben und gleichzeitig Geheimnisse haben. Das ist der Preis, den man bezahlt.

Der Mann im Anzug weiß das alles noch nicht, er ist zum ersten Mal hier. Dadurch gerät er ins Hintertreffen. Am ersten Tag an einem neuen Ort ist ein Reisender am verletzlichsten, wie eine Schildkröte ohne Panzer. Das hat er in den letzten Jahren lernen müssen. Eine seiner Maximen lautet: schon vor der Ankunft auf jede Bewegung gefasst sein. Das gilt für Luanda, für Bagdad und für Casablanca, aber genauso für diese Insel, auch wenn sie niederländisches Staatsgebiet ist

und er ein niederländischer Staatsbürger, tätig für die niederländische Regierung. Ein Neuankömmling muss immer erst mal seinen Rückstand ausgleichen. Daran denkt er und drückt den Rücken durch.

Vom Flug noch benommen ist er letzte Woche in Colombo ausgeraubt worden. Das hat er sich übelgenommen. Der Taxifahrer richtete eine Pistole auf ihn, so etwas war ihm vorher noch nie passiert, und er rückte brav die tausend Dollar heraus, die er immer in der Innentasche seines Jacketts bei sich trägt (die restlichen Scheine sind ins Futter eingenäht). »Thank you«, sagte der Taxifahrer. »Okay«, murmelte er. Das Geld war ihm egal, es war nicht sein Geld, Dienstdollars, ein Fall für die Versicherung, und er hatte sich auch keine Sekunde lang vor dem Taxifahrer und seiner Pistole gefürchtet – er fürchtet sich nie. Trotzdem hat er eine Nacht nicht geschlafen. Als Profi kann er es sich nicht erlauben, ausgeraubt zu werden. Gemeldet hat er den Vorfall nicht, noch nicht. Das wird er tun müssen, vielleicht noch heute Abend, auf jeden Fall bevor er zur Nachbesprechung dieses Auftrags ins Ministerium in Den Haag einbestellt wird. Er hat sich vorgenommen, es selbst anzusprechen, bei seinem Vorgesetzten. Das ist für alle Beteiligten das Beste.

Die Fähre ist zum Stillstand gekommen und liegt regungslos im Hafen, das Dorf ruhig wie ein Friedhof. Er geht die Hauptstraße entlang, der Koffer donnert hinter ihm her. Viel sieht der Mann nicht. Der Nebel, in dem die Insel gefangen ist, saugt die Farben aus dem Wasser, aus dem Anlegesteg, den gedrungenen Häusern, den Ferienbungalows, die wie lose Kiesel in den Dünen liegen, dem kurzen Leuchtturm, dem Strand, den Salzwiesen und dem Schlick, dem kleinen Nadelwald beim Süßwassersee, den halb unterm Sand verborgenen Bunkern. Was es an Vieh gibt, steht im Stall.

Der Nebel hält schon eine volle Woche durch, ein ungewöhnliches meteorologisches Ereignis; Nebel gehört in den Sommer, wenn der Meeresdunst morgens den Deich hinaufkriecht und die Insel langsam vom Wasser trennt, sie treiben lässt, als würde sie aufsteigen und wie ein Luftkissenboot davongleiten. Aber das hier ist ein Nebel, wie man ihn auf dem Festland erwarten würde, oder in einem Industriegebiet: eine dicke, klebrige, fast künstliche Masse, die einem in die Lungen dringt wie Zigarettenrauch, die Insel ins zähe Meer drückt, die Insulaner zu Boden. Als würden sie durch die Straßen ihres Dorfes waten, Geister, die dickflüssig das Haus verlassen und immer grauer werden, bis sie sich auflösen.

Der November ist der Monat des Windes. Aber der weht schon seit Wochen nicht, und es ist klamm, beinah mild – den Insulanern ist es nicht geheuer, wenn die Natur sich anders verhält, als sie es kennen. Sie haben die Novemberstürme in den Knochen, leben mit den Jahreszeiten und lieben Regelmäßigkeit; jede Abweichung irritiert sie. Sie bilden sich etwas ein auf ihre Souveränität, ihr Strandräuberblut und Piratengehabe, aber wenn es anders läuft, als sie es gewohnt sind, als sie es von ihren Eltern und Großeltern gelernt haben oder als sie es gern hätten, dann bringt sie das aus der Fassung.

Der Winter muss kalt sein, damit sie das Durcheinander des Sommers wieder in Ordnung bringen können. Drei Monate im Jahr treten sie ihre Insel an die Badegäste ab, dulden sie an ihren flachen Stränden, in ihren Cafés und Ferienhäusern. Gäste, die Spuren durch die Dünen ziehen, den Strandhafer platttreten und in solchen Massen kommen, dass ihr Müll täglich mit einem Frachtschiff aufs Festland abtransportiert werden muss. Saatkrähen, die frech vom Campingplatz zur Dorfstraße ausschwärmen, von Bar zu Bar, ihre Kinder in Bollerwagen und Fahrradanhängern im Schlepptau. Es muss sein, es bringt Geld, das ist ihre einzige Existenzberechtigung.

Aber Sturm ist unabdingbar, um diese Spuren zu verwischen, der Insel eine neue Haut zu verpassen. Nun klebt der Sommer an den Insulanern, viel zu lange; das Leben verliert den Geschmack wie ein alter Kaugummi.

Der Mann bleibt kurz stehen und sucht etwas in seiner Jackentasche; seine Brille ist feucht. Er findet das Brillenetui und holt ein Putztuch heraus, wischt die Gläser sauber, faltet das Tuch zu einem perfekten Rechteck und steckt es wieder ein. Es bringt nicht wirklich viel.

Wegen des Nebels hat der Bürgermeister beschlossen, das Licht im Leuchtturm Tag und Nacht brennen zu lassen, aber es kommt nicht weit und verliert sich fleckig im Nichts. Auch tagsüber ist die Sicht so schlecht, dass die Reederei in Erwägung gezogen hat, den Fährbetrieb einzustellen, was sonst nur bei Sturm oder schwerem Eisgang passiert. Erst letzte Woche hat es einen Zusammenstoß mit einem Fischkutter gegeben, keiner hat den anderen gesehen, zwei Schatten auf See. Es war kein heftiger Aufprall. Fast lautlos rieben die stählernen Schiffswände aneinander und trennten sich dann wieder. Die Kapitäne korrigierten verwundert den Kurs.

Als die Fähre heute auf dem Weg zum Festland kurz auf der Robbenplaat aufläuft und sich anschließend knarzend aus dem Sand löst, hat der erste Steuermann die Nase voll. Er ruft in der Reederei an. »Die Sicherheit der Passagiere und meiner Besatzung steht auf dem Spiel«, ruft er mit einer Stimme, die nicht zu ihm passt. Klein ist er, schwächlich, allerdings mit einer Vorliebe für große Worte und altertümliche Sprache. In seiner Freizeit sammelt er Tagebücher von Insel Fischern, Schiffsjungen und Offizieren, und stellt sich seine Insel als Mittelpunkt der Welt vor. Von hier aus sind sie aufgebrochen zu Kontinenten mit exotischen Namen, exotischen Gewohnheiten, exotischen Frauen: nach Bahia und Batavia, nach Santiago und Sankt-Petersburg; gerade liest der erste



Steuermann das handschriftliche Tagebuch eines Matrosen, der über Yokohama als seinen Geburtsort schreibt.

Touristen sehen in den Insulanern angestaubte Exzentriker, Bauern und Fischer aus einer anderen Zeit, aber er weiß, dass er in Wahrheit von Menschen abstammt, die sich in der Welt besser auskannten als die größten Kosmopoliten aus Amsterdam.

Nächtelang kann der erste Steuermann in ihren Tagebüchern und Briefe versinken; er stellt sich die Männer vor, die vier Jahre lang zur See fuhren, bei der Heimkehr ihre Frau schwängerten und wieder aufbrachen. Die Kinder kannten ihre Väter nur von Postkarten: *Grüße aus Japan, dein Vater*; und dann stand er auf einmal vor einem, der Fremde, dem man glauben musste, dass es der eigene Vater war.

Es hilft ihm zu akzeptieren, dass seine Lebensaufgabe zurzeit darin besteht, die Fähre hin und her zu steuern, zweimal am Tag, im Sommer dreimal. Es ist keine schlechte Arbeit; manchmal muss er daran denken, wie es wäre, erster Steuermann auf einer Fähre über die Maas zu sein, zweihundert Mal am Tag dieselbe Strecke, und dann aus Wahnsinn in ein Binnenschiff knallen, weil man es nicht mehr sieht oder nicht mehr will. Nein, es ist wirklich keine schlechte Arbeit.

Ohne Fähre ist seine Insel nichts, das weiß er auch. Aber jetzt wird er tatsächlich wütend: Der Nebel sei so dicht, erklärt er dem Reeder am Telefon, dass Weiterfahren unverantwortlich sei. Der Reeder lenkt nicht ein. Den Betrieb einzustellen kostet Geld, die Besatzung muss in einer Pension untergebracht, die Passagiere informiert und entschädigt werden, und der Supermarkt auf der Insel bekommt seine Vorräte nicht. Außerdem ist der Steuermann das einzige Besatzungsmitglied, das den Nebel als Hindernis betrachtet. So kennen sie ihn gar nicht. Er ist der Mann, der immer fährt, notfalls nach Gefühl, der Mann, der keine Seekarte braucht, weil er das

Meer besser kennt als jeder Kartograph. Die Furchen und Grübchen, die Zeichen der Zeit in seinem Gesicht: Bojen und Tiefenlinien.

Vom Nebel abgesehen bestehe keine Gefahr; es sei windstill, kein Verkehr auf See. Das wird ihm mitgeteilt. Es gibt einen ziemlichen Zank auf der Brücke, aber dann beschließt er doch noch abzulegen und mittels Radar Richtung Insel zu steuern – an Bord der Mann, sein Koffer und die Akte.